

Während der Messe

Autor(en): **Matthey, Maja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573005>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gäbe sich mit wichtigeren Dingen ab. Ein dritter zitierte ein Sprichwort: „Wer Unglück haben will, der soll es haben!“ Und nachdem die kurz angebundenen Mitglieder der Regierung so ihrem Herzen Luft gemacht hatten, da fand es auch der in keiner Behörde fehlende Mann, der Reden halten kann, für gut, den Mund aufzutun. Er fing — natürlich — bei den alten Römern an. Er wußte aber glücklicherweise mehr, als man in der Schule lernt; er hatte, obwohl bloß ein Regierungsrat, seinen Livius gelesen und fing nun an, davon zu erzählen, wie sogar die alten Römer, die doch sonst die ganze Welt bezwungen, nichts hätten gegen ihre Frauen ausrichten können, wie diese einmal im Zorn über ein Kleidermandat auf das Kapitol gelaufen seien und dort solchen Lärm machten, daß die Männer nachgeben

mußten. Und so gab ein Wort das andere, bis man schließlich beschloß, nicht etwa das Gesetz aufzuheben — so etwas hätte der Männerstolz nie zugelassen — sondern Amerigo die Weisung zu geben, er solle der Sache ihren Lauf lassen. Und seither, fügt der Novellist hinzu, hat sich, sozusagen von Stund an, kein Beamter mehr darum gekümmert und sich wegen der Kleidermandate mit den Frauen herumgestritten und hat die Binden für Kränze und die Schnallen, Latizzen und Quasten laufen lassen. Sagt doch auch der Friulaner: „Wer eine Frau will, der will einen Herrn, und was der Herr will, da ist Hopfen und Malz verloren.“ Ob es wohl unsern modernen Gesetzen, die den Männern allerdings nicht die Kleidung, aber die Dauer des Wirtshausbesuches vorschreiben wollen, besser gehen wird?

(Schluß folgt).

Während der Messe.

Tessiner Novelle von Maja Matthey, Bellinzona.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Die Sonne färbte golden den duftigen Septembermorgen, übersäte mit grünen, zuckenden Flämmchen die Kastanienbäume, deren fruchtschwere Zweige bis zur Erde niederhingen in weitgespanntem Bogen. Das Kastanienwäldchen war der Reichtum des Bergdorfes. Dort gab es im Winter Holz zu schlagen, das im Kamin, hell aufprasselnd, den kalten Atem der ungaslichen Zeit vertrieb. Laub war dort, dessen gelbe Menge den Leuten die Betten weich und duftend machte und ihnen Kraft einströmte in die müden abgeschafften Glieder. Es war in solcher Ueberfülle da, daß es langte, um die Ställe damit zu polstern und dem Vieh eine frische Streu zu bereiten.

Im Frühling, wenn es jung und saftig in den Nesten wuchs, zerrten die Geißen daran herum und meckerten fröhlich dazu. Bald kamen die kleinen, borstigen Ansätze der Frucht, stachen die Geißen in das Leckermaul und versingen sich in ihren wilden Zottelbärten. So blieben sie fort bis zum nächsten Lenz.

Je mehr der Sommer sich dem Herbst näherte, desto größer und stachlichter wurden die Früchte, bis sie reif waren, sich öffneten und die braunen dunkelglänzenden Maronen den Menschen in den Schoß schüttelten. Da gab es Speise für alle Mäuler und Vorrat für ein ganzes Jahr. Waren die Kerne süß und groß, so kaufte sie der Händler auf und gab den Leuten Kleider dafür oder allerlei Hausrat, wie sie es gerade brauchten. Die kleinen, ganz süßen behielten sie für sich, trockneten von dem Ueberfluß, soviel sie bedurften, und aßen die andern zu dem herben Weine, der ihnen in den Neben wuchs.

Das Kastanienwäldchen war den Dörflern die gute Gabe Gottes. Ein Moosteppich überzog seinen Grund, goldgrün und von einer zarten Weichheit, die den Fuß tief einsinken ließ.

Wenn es regnete, schossen die Schwämme daraus hervor, die breiten braunen und die safranfarbenen, ausgezackt wie eine Halskrause. Dem Pilzweiblein waren beide Arten willkommen. Mit dem Krückstock, der ihr unzertrennlicher Begleiter war, seit den Jahren, in denen ihr die Sicht steife Glieder und das Alter ungeschmeidige Sehnen geschenkt hatte, stoßerte sie die Verborgenen aus ihrer grünen Hülle hervor.

Ab und zu tauchte ein Granitblock aus dem Moose auf, dem das Wasser und der scharfe Wind Runen

und Höhlen in den steinernen Leib gegraben hatte. Solch einen Block wählten sich die Bergdörfler aus und hieben sich einen Sitz hinein. Zwar war der Sitz schmal und die steinerne Wand im Rücken steil und ohne Biegung. Aber, die dort rasteten, schmiegen sich freudig nahe aneinander und lauschten dem Schrei des Raubvogels, der über den Baumwipfeln in der Bläue kreiste, oder dem Summen der wilden Bienen, die den blühenden Ginster umschwärmten.

Das Pilzweiblein setzte sich auf den steinernen Thron und stieß den Krückstock neben sich in den Grund.

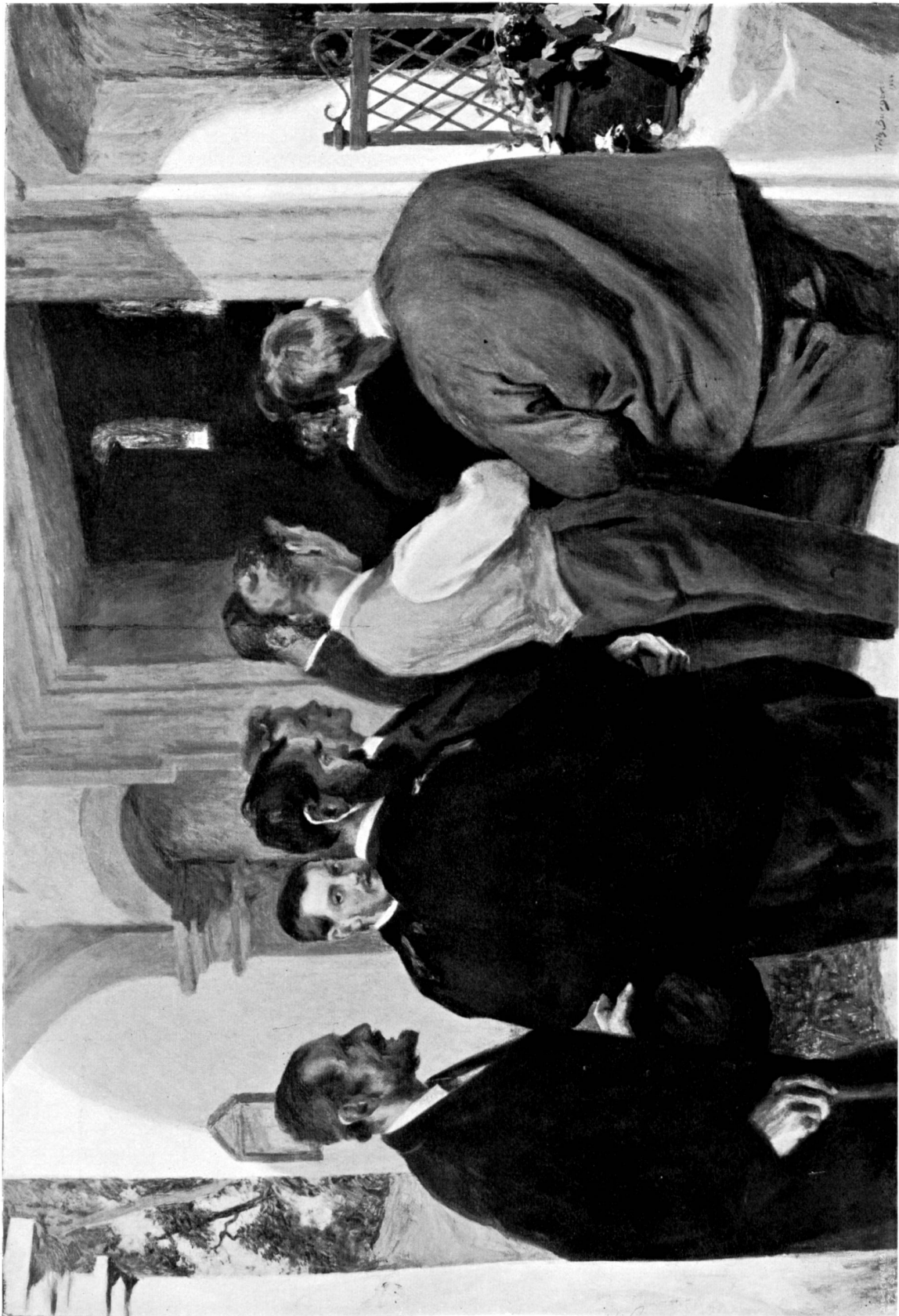
Sie hieß Marianina und sah schon siebzig Mal die Maronen im Spätsommer reifen und die braunen Früchte niederfallen in den weichen moosgrünen Schoß des Waldes.

Heute hatte sie kein Körblein bei sich, um den Samen der Bäume einzuheimsen. Ernst und mit einem Gemisch von Feierlichkeit und Erwartung schaute sie von ihrem Sitz über das Dorf, das sich in den Schutz der Felsen duckte. Die Glocken riefen zur Kirche. Sie tönten wie die Stimme Gottes in jede Hütte und brausten über die Kastanienbäume und prallten an die granitnen Felsen an, um, zurückgeworfen, zu jubeln und zu jauchzen, wie ein endlich erlöstes Geheimnis.

Das Pilzweiblein hörte den Klang der Glocken nicht. Ihre Ohren waren taub für alle Geräusche der Welt all die lange Zeit hindurch, die aus einem jungen Weibe einen armseligen Schatten schuf.

Einmal war sie eine ganze Nacht hindurch im Regen auf diesem Bänklein geessen und hatte dem Schritte gelauscht, der die Straße heraufkommen mußte von der Stadt her. Demals hatte sie so scharf hineingehört in den fallenden Regen und den Sturm, der durch die Kronen der Bäume fuhr, daß sie für alle Zeit genug gehört hatte von der Wildheit der Natur und der Qual eines Menschenherzens.

Sie war die taube Marianina geworden, die den Leuten im Dorfe die Schwämme zusammenlas im Wald und die guten von den ungenuten unterscheiden konnte, besser als ein gelehrter Herr. Der beschaut sich die Dinger nur von außen, während sie ihnen in die Seele sah und wußte, wenn ein böser Geist in ihnen trachtete, die Menschen zu verderben. Solche warf sie jeweilen mit Abscheu fort, daß sie aufklatschend an den Granit-



Früh Burger, Basel-Berlin.

Vor der Kirche (1904).
Eigentum des Kunstvereins Basel.

blöcken zu einem Brei wurden, der niemandem mehr schaden konnte. Die guten legte sie behutsam in ihr Körblein, trennte eine Lage von der andern durch eine Schicht grünen Mooßes, daß sie nicht abbröckeln oder einander erdrücken konnten. Es war Weisheit in jeder ihrer Handlungen, die Weisheit der Erfahrung und des Alters.

Sie war scheu und kehrte sich selten an die Leute, wenn sie nichts mit ihnen zu tun hatte. Nur wenn sie zwei junge Burschen sich mit drohenden Augen messen sah, trat sie zwischen sie und breitete ihre Schürze weit aus. Die Dörfler kannten ihre wunderliche Art und gingen lachend auseinander. Es war selten, daß sie an einem heimlichern Ort sich wiedertrafen, um den Streit fortzusetzen. Die Alte hatte die bösen Geister in ihnen fortgewiesen.

Ein Sonnenstrahl huschte über ihr Gesicht, das runzlig war und voller Runen und Höhlen wie der Granitblock, der ihr zur Raft diente.

Sie hob lauschend den Kopf.

Eine Glocke beginnt zu tönen, ganz leise und zart, und wird laut und lauter, die Glocke der Erinnerung.

Ueber das Gesicht des Weibleins huschte ein verjüngender Glanz. Unter ihr zogen die Bergdörfler aus den engen Hütten heraus zur Kirche. Die Jünglinge warfen einen Gruß zurück, durstig und lebensheiß, ehe sie durch das Portal eingingen zur Stille und Andacht. Die Mägdlein hielten die Augen auf das Buch gesenkt, das sie unter gefalteten Händen vor sich hertrugen, und schauten versteckt zu den Burschen hin. Die dunkeln Wimpern ihrer Augen waren so lang, daß keine den Blick der andern wahrte, der rasch nach vorn flog. Langsam kamen die ältern Frauen nach. Zwischen ihren Fingern glitt ab und zu eine der Kugeln des Rosenkranzes. Dann blickten sie jedesmal hin zum Kirchhofsfrieden, der ihnen allen gewiß war. Ein Zucken lief um ihre Mundwinkel von verhaltenem Weinen. Einzelnen traten die Tränen in die Augen und rieselten auf das schwarze feingefaltete Spitzentuch, das über ihre Brüste fiel. Jedes wußte ein Liebes als Bürger der Totenstadt.

Endlich waren auch die letzten in das Haus Gottes getreten, darin als sichtbares Zeichen seiner gütigen Nähe die ewige Ampel in silbernen Ketten glühte.

Alle waren sie versammelt, Männer und Weiber und Kinder des Bergdorfes; nur das Pilzweiblein fehlte. Nun hörten die Glocken auf zu rufen. Sie hatten ihre Pflicht getan und Gottes Stimme durch das Dorf getragen.

II.

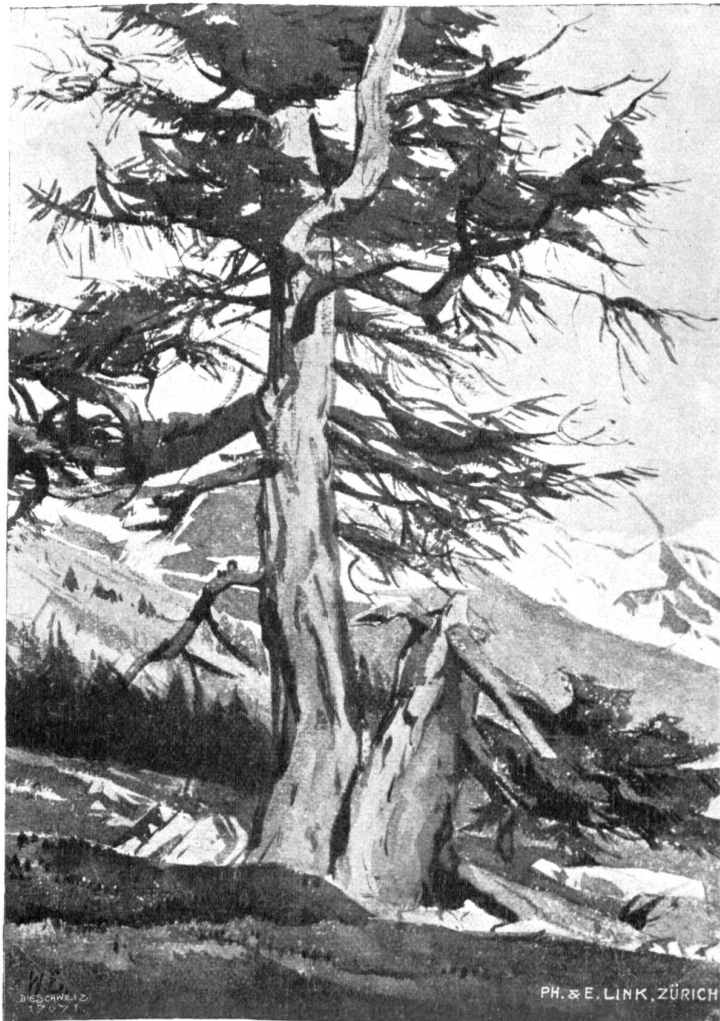
Marianina saß auf der Steinbank im Kastanienväldchen. Hell wie ein Glöcklein aus lichtigem Kristall läutet ihr die Erinnerung ins Ohr. Jetzt verstummt der Ton. Die große Stille kommt über sie, die Stille einer Sekunde mit der Dauer der Ewig-

keit, darin die Seele ihr Leben noch einmal lebt, das Leben ihres Tages.

Das Bild ist fertig und steigt vor dem Pilzweiblein auf in Farben, die, längst verblaßt, nun glühen und leuchten wie die bunten Blumen in den Hütten des Dorfes, wie die Nelken und Geranien, die purpurn aus den armeligen Tonscherben brennen.

Jung ist sie und leichtfüßig. Braune Zöpfe von der Farbe der reisenden Kastanie ringeln sich ihr ums runde Gesicht. Rot sind ihre Wangen und weiß ihre Zähne wie die weißen Kieselsteine, über die im eiligen Laufe die Wellen des Baches gleiten. Ihre Schultern sind stark und können die Last von einem Zentner den Berg hinan, auf heimlichem Pfad, den Schmugglern entgegen tragen. Ihre Finger verstehen, die Wolle der Schafe zum Faden zu drehen und ein grobes Gestrick zu verfertigen, das den Atem des Winters abhält vom warmen Körper des Lebens.

Ihre Füße fliegen, wenn im Dorfe die Mandoline klingt. Sie dreht sich im Tanze, ringel, ringelum, daß ihrem Tänzer der Atem ausgeht und ihm das Herz droht, stillezustehen. Kaum, daß sie ein wenig schneller die Luft durch die geöffneten Lippen zieht.



Walter Enholdt, Basel. Lärche im Wallis. Aquarell (Phot. Ph. & E. Link, Zürich).



Walter Enbolzt, Basel. Gasse in Brione. Aquarell (Phot. Ph. & E. Link, Zürich).

„Marianina, du bist so flink wie das Fischlein im Wasser, wie eine Forelle, so rosig ist dein Fleisch!“

Es ist Giuseppe, der es sagt und sie heimführt auf dem Umweg durch das Wäldchen. Hell glänzt das Mondenlicht durch das Gewirr der Aeste, an denen um diese Zeit die Früchte noch klein und weniger stachlicht hängen.

„Wozu sollen wir den Frühling verstreichen lassen? Der Tag ist kurz, und der Tag ist das Leben!“

„Wie du willst, Giuseppe,“ antwortet sie leise.

„Die Stunde kommt schnell, wo die Totenglocke dem Friedhof den neuen Bürger kündigt!“

Weiß schimmern die Kreuze in der Vollmondnacht.

„Mina, gib mir deine Lippen!“

Sie wird das Weib des Giuseppe.

Drei Herzen brennen am Marienaltare, eine, daß ihr Glück beständig sein möge, eine, um die bösen Geister zu bannen, und eine für den Frieden der Toten.

„Ist sie schön, die junge Frau des Giuseppe!“ sagen die Dörfler hinter ihr drein, wenn sie vom Bache heimkommt, mit lachenden Lippen, die Hütte aufgefüllt mit den Lasten nasser Wäsche.

„Ist sie schön und stark!“

In ihrer Truhe mehren sich die Goldstücke. Sie kann immer ein neues zu den ersten legen und muß nie eins fortnehmen. Giuseppe enthält ihr nichts vor von dem Lohne seiner Arbeit.

Die Marianina jauchzt in den Tag:

„Wie der Eichkätz im Buchenwald, so gut geht es uns!“

Eines Abends bleibt ihr Giuseppe aus. Er ist in der Stadt, ein Werkzeug zu kaufen, das schärfer schneidet als ein Messer und das grüne Holz der Bäume zerbricht wie dürres Gezweig.

„Die Stadt ist weit — eine Stunde Wegs hin, eine Stunde Wegs her,“ trösten die Nachbarinnen.

Das junge Weib läuft die Dorfstraße auf und ab.

„Geh heim; der Regen beginnt zu fallen!“ verweisen sie die Klugen. Sie tritt in ihre Hütte, bis sich die Neugierigen verzogen haben. Dann läuft sie in das Kastanienwäldchen.

Von der Steinbank aus hat sie einen weiten Blick, fast bis hinab zur Stadt. Aber die Nebel hängen tief herab und peitschen ihr mit den nassen Strähnen das Gesicht. Sie hat feine Ohren, so fein, daß sie hört, wenn ein Schlinglein über die Straße kriecht. . . . Alles bleibt still. Nur der Regen klajcht auf die Steinbank, und der Sturm rüttelt die Aeste durcheinander, daß die Bäume sich stöhnend biegen.

„Ein Unglück geschieht,“ schluchzt sie auf aus gequälter Seele.

Der Morgen beginnt zu dämmern. Fahl fällt das erste Licht in die triefende Dunkelheit.

Ein paar Füße schleppen sich die Straße herauf.

Das kann nicht Giuseppe sein, ihr Giuseppe, der die Füße aufsetzt, als führen ein paar Hämmer in flinkem Schläge auf den Amboß. Die Schritte verklingen.

Dafür kommt über das Moos eine Gestalt, die sich an den Bäumen stützend kraftlos vorwärts-wankt. Dem jungen Weibe setzt das Herz aus im Schlagen.

„Giuseppe!“ schreit sie auf und umfängt den Taumelnden mit ihren Armen.

„Mina, meine flinke Forelle,“ flüstert der Mann mit bleichen Lippen.

Keuchend kommt ihm der Atem durch die Zähne.

„Der Weg heim zu dir war das schwerste Stück Arbeit meines Lebens,“ sagt er müde und sieht sie zärtlich, wie abschiednehmend an. Sie fühlt, wie ihm das Blut warm aus dem Wams sickert und ihr über die Hände läuft.

„Wer war es, Giuseppe?“ fragt sie zitternd und legt ihre Lippen an seinen Mund, um keinen Hauch seiner Stimme zu verlieren.

„Einer, der dich mir nicht gönnte,“ spricht Giuseppe und versucht das Blut aufzuhalten, das an ihren Händen nieder in das grüne Moos rinnt.

Sie reißt sich ein Stück vom Rock und versucht den Quell zu stopfen.

„Laß, Mina, es hilft nicht mehr,“ haucht der Mann und entgleitet ihren Armen.

„Hilfe!“ schreit sie entsetzt. „Mein Giuseppe ist gemordet worden!“

Ihr Verstand beginnt sich ihr im Kreise zu drehen. Bis zu den Knien hinauf läuft eine eiskalte Angst und steigt ihr bis ans Herz. Sie stürzt und wehrt sich im Sturz, um mit ihrem Leibe nicht den Sterbenden zu decken und seinem Munde den Atem zu rauben. Sie fällt an seine Seite und schmiegt ihr Gesicht dicht an das seine an, sodaß sie Wange an Wange liegen.

„Meine flinke Forelle,“ tönt ihr des Mannes Stimme ans Ohr, so fremd und weltentfern, als lägen Meere und Himmel zwischen seinem und ihrem Munde.

„Mina!“ hört sie Giuseppe rufen, als wäre er nah, um sie in seinen Armen zu halten — — — —

III.

Die Dörfserinnen knieten in ihren Betpulten, und die Männer hielten sich aufrecht auf der andern Seite des Altars. Vor dem Marienbild stand der Pfarrer, in gelbe Seide gehüllt, die mit goldenen und roten Rosen durchwirkt war. Alte Spitzenkanten, von den geschickten Händen der Nonnen gefertigt, sahen unter der schweren Seide hervor, wie das lustige Gespinnst der Wölkchen am frühen Frühlingshimmel. Er goß sich den Wein in

den silbernen Becher und hob ihn hoch in betender Andacht.

Nun knieten auch die Männer nieder. Weihrauchwolken dampften aus den Rauchfäßlein, die eifrig von den Chorknaben hin- und hergeschwungen wurden. Eine bange Stille zog durch die Kirche, als spürte das Volk den Atem Gottes.

Feierlich vollzog sich das Opfer. Alle Köpfe waren tief gesenkt zur Brust.

Einzelnen der Mädchen hatte die Ahne erzählt, daß das Auge Gottes während der Wandlung sichtbar sei. Diese hielten den Blick unverwandt auf die mit Edelstein geschmückte, wie eine Sonne strahlende Monstranz gerichtet, in fiebernder Ehrfurcht und ängstlicher Erwartung.

Hell und fein klangen die Silberschellen aus dem Rauch hervor. Die Messe war vorbei.

Vor dem Kirchenportale drängten sich die Dörfserinnen schwatzend zusammen. Von einem Banne befreit, rannen ihre Zungen flink im Munde herum wie ein Strudel im Bachbett.

„Die Marianina hat heute gefehlt,“ sagte eine und sah sich suchend im Kreise um.

„Sie wird krank sein oder hat die Glocken nicht gehört,“ schloß sie, als sie umsonst Umschau gehalten hatte.



Walter Enholz, Basel. Locarno. Aquarell (Phot. Ph. & E. Link, Zürich).

„Auch ohne die Glocken zu hören, weiß das Pilzweiblein, wann Gott uns zum Gebete ruft,“ sagte ein anderes der Weiber und schritt eilends heim, um das Feuer unter dem Kessel mit Minestra von neuem anzuschüren.

Langsam verlief sich der Haufen und zerstreute sich zwischen die Gräber des Friedhofs, um den Toten die Ehre eines Besuches zu erweisen. Das junge Volk sprang hinauf in das Kastanienväldchen, um die Früchte auf ihre Reife zu prüfen.

„Die Alte sitzt auf der Steinbank,“ riefen die Mädchen ins Dorf hinunter.

Steif und still saß die Marianina auf dem Granitblock, die Augen starr in weite Fernen gerichtet. Ein paar Falter gaukelten über ihr in der warmen Luft, haschten sich und flohen sich und waren anzusehen wie bunte fliegende Blumenkronen. Weit breiteten die Kastanienbäume ihre Nester aus und senkten sie schattend über den Sitz von Stein, fast hinab auf den Moosboden, der kühl und goldgrün die Walberde übersponnen hatte. Aus den Kelchen der wilden Violett stieg mit heißem Hauche ein starker Duft, und wo die Bäume sich in Stein und Gefels verloren, schrie ein Raubtier heiser nach Beute.

Das junge Volk trieb ein kurzweiliges Spiel. Sie hatten eine Weile den bunten Faltern zugesehen. Nun machten sie es ihnen nach, haschten sich und flohen sich, bis sie müde waren und etwas anderes erfannen. Sie brachen die Zweige von den Kastanienbäumen und versuchten die Frucht aus der stachelichten Schale zu lösen. Manch kleiner Schrei wurde von jungen Lippen in die Luft gestoßen, und aus den Fingern der Ungeschickten flossen warme rote Tröpfchen.

Das Pilzweiblein fiel ihnen ein.

„Die Marianina hat eine Haut wie Leder an den Fingerspitzen! Bei ihr kommt kein Blut heraus, und sie hat keinen Schmerz, wenn die Stacheln sie stechen!“

Sie zupften die Alte am Rocke und zogen sie am Ärmel. „Ihre Arme sind steif!“ rief eines der Mädchen und strich ihr mit der Hand über das Gesicht.

„Sie ist tot, die Marianina! Barmherzige Mutter Maria, bitte für ihre arme Seele!“

Die andern fielen in die Litanei ein und sprangen ins Dorf. Dort trat der Pfarrer gerade aus der Kirche.

„Alle Wärme ist noch nicht von ihr gewichen, hochwürdig Herr,“ berichteten die Mädchen; „aber es ist kein Atem des Lebens mehr in ihr.“

„Messner, läute die Totenglocke!“ befahl der Geistliche und wandte sich dann den Mädchen zu, die ihn neugierig umstanden.

„Sie erschien euch arm, die Marianina, und wunderlich. Jetzt ist sie reich und eingegangen in den Frieden Gottes!“

Feierlich tönten die Klänge durch das Bergdorf. Die Leute kamen vor die Türen ihrer Hütten, zu hören, wen sich der Friedhof zum neuen Bürger wählte.

„Er hat sie sich stückweis geholt, erst ihr Glück und ihre Ohren,“ sagten sie unter einander, „und den gewöhnlichen Verstand, daß sie anders wurde als unsereins, die wir die Trauerzeit nicht ausdehnen bis zum eigenen Grabe; erst ganz zuletzt hat er sich den alten Leib genommen.“

„Der Tag ist kurz, und der Tag ist das Leben!“ sprachen die Burschen und gingen paarweise hinauf in das Kastanienväldchen, das tote Weiblein herabzuholen...

Die Fremde.

Man sagt: Sie kam aus fernem Norden
im Früh-Moyd, und den Blick voll Leid
barg sie das Kind, das ihr geworden,
in dem aus Hanf gewirkten Kleid —

Sie nähte um geringe Gabe,
sie wöhnte still im engen Haus,
sie mehrte sorglich ihre Habe,
und Jahre gingen ein und aus.

Wenn sich des Mondes Horn ergänzte,
kam sie vor's Dorf in lauer Nacht
und sang, wenn mild die Wiese glänzte,
ein Lied von rätselvoller Macht.

Den Knaben, die sie rings umstrebten,
entwich sie, und sie wußte nie,
wie die vor ihrer Schönheit bebten,
von ihres Liedes Wehmut die —

Doch als ein jugendlicher Ferge
sie wild in seine Arme zwang,
entfloh sie in die dunkeln Berge —
nur manchmal tönt vom Wald ihr Sang —

Da floh sie mit entsetztem Tritte,
die Wange wie vom Fieber heiß —
Nun weilt das Kind in unsrer Mitte,
das keinen Weg noch Namen weiß.

Siegfried Lang, Basel.

Zwei Tropfen am Fenster.

Zwei Tropfen am Fenster.
Einer draußen,
Vom Regen, der über die Berge strich,
Im kalten Sturme hergepeitscht;
Einer drinnen,
Aus Dürften, von denen das Zimmer schwül,
In süßer Sammlung angeschmiegt.

Wie traf's der Zufall so genau?
Draußen und drinnen, an nämllicher Stelle,
Haften die Tropfen am harten Kristall.
Und er erzählt ihr vom Brausen des Lebens,

Und sie erzählt ihm vom Harren der Liebe!
Draußen und drinnen, im selben Beginnen,
Rinnen die Tropfen am harten Kristall.

Schicksal zwingt sie hernieder!
Klar schaut jedes die Seele des andern,
Beide dünkt es ein seliges Wandern.
Beide vergessen, woher sie gekommen,
Sind nur noch für einander entglommen,
Wähnen, sie tränkten sich Mund zu Mund,
Und sinken im Wahne still auf den Grund...

Konrad Falke, Zürich.